

Die Deutschschweizer [Hans Weber]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **11 (1927)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Luzerner bezeichnet. Aber auch dort ist der Speck seltener als die Erdäpfel, darum sagt Roos: „Wer Tag für Tag sis Melmues schlekt, druf abe Schniz und Sepere (Herdbirnen = Erdäpfel) seht, . . . de ist vo Luzern.“ Auch im Fricktal klagt einer: „Ei Tag git's Höröpfel und Schniz und der ander Schniz und Höröpfel.“ Schneeliffresser ist (nach Tobler) der Uebername der Walzenhauser, daher auch der gute Rat: Mätli, wenn d' hürote wit, hürot of Walzhuse, Schniz ond Speck ist erni Chost, es tar-der nüd drab gruse. Wegen ihrer Häufigkeit kommen die Obstschnize auch in Kinderreimen vor (Mir g'höre d' Frau uf d' Büni go, si will-is Schnizli abelo) und in Redensarten: „Eim d'Schniz erlese“ heißt in Uri das Gewissen erforschen. Wer schießt, „luegt uber d'Suppen ubere i d'Schniz“ (Bern, nach Jegerlehner). „Da hoche wie-n-es Pfund Schniz“ bezeichnet einen hohen Grad von Faulheit, „Schniz feil ha“ heißt beim Tanze unbeachtet abseits stehen.

Natürlich hängt Schniz zusammen mit schneiden, und wir begreifen daher, daß es sich in der Bedeutung manchmal deckt mit Schnitt. Im Bündnerland macht man Schnize auch ins Tischtuch oder ins Fleisch, in den Finger (so auch im Pommat), ins Gras (Morge- und Abend-schniz); aber auch eine reiche Heirat oder ein vorteilhafter Handel ist en guete Schniz. In übertragener Bedeutung bezeichnet es im Bernbiet Lust zu etwas; weiter verbreitet ist in diesem Sinn die Ableitung schnizig. Im Bündnerland deckt sich aber Schniz mit Schnitt noch in einer Bedeutung, in der sonst beide Wörter unbekannt sind: Steuer, und zwar mehr für besondere Zwecke als das allgemeine Wort Stür, mit dem es oft verkoppelt erscheint. Bei der Eroberung des Veltlins haben die Stiftsleute „den Bündten mit einem großen schweren schniz stür und hilf müessen tuon“ (1530), und 1641 wurde das Gesuch eines Schulmeisters um Gehaltserhöhung abgewiesen, weil man sonst schon „in diesem Schniz geschöpft, auch der gemein Seckel ganz erschöpft.“ 1635 heißt es in einem Bittschreiben der evangelischen Puschlaver Gemeinden an Zürich: „Unsere Inkommen müesend wir verzeeren in große Schniz, die uns all Tag ufgelegt werdendt.“ Diese Bedeutung ist entstanden durch wörtliche Uebersetzung aus romanisch und italienisch taglia, Steuer, von tagliare, schneiden im Sinne des Einschneidens von Zeichen in Kerbhölzer als amtliche Aufzeichnung einer Zahl, einer Schuld, eines Maßes, wie es besonders in der Alpwirtschaft lange gebräuchlich war. (Auch unser dem franz. taille, tailler entlehntes Tell, tellen hängt damit zusammen). Es gibt Alp-, Chriegs- und Landschniz.

Umgekehrt ist das deutsche Wort in der verbreitetsten (der „eßbaren“) Bedeutung in die romanischen Nachbarmundarten übergegangen: im obern Tessintal heißt es sniz, im Rätischen heißen die Depfelstückli schnizcha da poms; auch in westschweizerischen Mundarten gibt es chnets oder chnits; vendre des chenetzes heißt auch dort beim Tanz als Mauerblümchen dastehen.

Vom Büchertisch.

Die Deutschschweizer, von Dr. Hans Weber. Heft 12 des von R. C. von Loesch herausgegebenen „Taschenbuchs des Grenz- und Auslandsdeutschums“. Deutscher Schutzbund-Verlag Berlin W. 30. 15 Seiten und 3 Karten. Preis 30 Pfg.

Aus dem niedrigen Preis schließe man nicht voreilig auf geringen Wert oder schlechte Ausstattung. Das Heft-

chen ist eine sorgfältige Arbeit und gibt einen ausgezeichneten Ueberblick über die Gesamtlage der deutschen Schweiz. Zuerst kommt eine Seite Statistik mit den genauen Bevölkerungszahlen, dann eine kurze Darstellung der Geographie und Geschichte der Schweiz, der Wirtschaft, des öffentlichen Lebens und der Sprachverschiebungen, am Schluß ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur. Man wird annehmen müssen, daß der Verfasser ein Schweizer ist, denn so lückenlos richtig pflegt man im Ausland die Dinge kaum darzustellen. Jedenfalls ist das Heft geeignet, zugunsten auch anderer Veröffentlichungen des zuweilen angefochtenen „Schutzbundes“ Vertrauen einzulösen. Wir kennen von den etwa zwanzig bereits erschienenen Heften dieses „Taschenbuchs“ noch kein anderes als diese Schweizer-Nummer. Hoffentlich sind sie alle ebenso gut, dann würden sie ein wertvolles Werk über die deutsch besiedelten Länder bilden; die von der Politik umstritten sind oder sonst von sich reden machen.

Uebrigens ist beachtenswert aus der Feder desselben Verfassers ein Aufsatz „Sprachverschiebungen in Graubünden in dem großen Werk „Staat und Volkstum“ (Berlin 1926, ebenfalls Schutzbund-Verlag). Hier werden auf 16 großen Seiten und unter Beigabe von zwei Rärtchen die oft besprochenen Graubündner Verhältnisse anhand der amtlichen Zahlen sehr gut dargestellt. Bl.

Briefkasten.

H. K., J. Das ist auch wieder einer, der „spottet seiner selbst und weiß nicht wie“. Daß die Agence «Cosmopolite», auf deren Briefkopf außer den gut deutschschweizerischen Geschlechts- und Straßennamen kein deutsches Wort steht und Zürich nicht einmal sein ii-Zeichen hat, wohl aber traductions de tout genre als spécialité empfohlen sind, in ihrem deutschgeschriebenen Briefe „sprachlich tadellose“ Arbeit verspricht, ist wirklich lustig. Schmuckstücke wie „und würde es uns“ oder „absolute Disfektion“ kommen ja anderswo auch vor, aber „zufolge Ihres sprachlich geschulten Personals“ hätte sich der Herr K. erinnern dürfen, daß es Erinnerungen (mit rr!) nicht gibt. „Zufolge“ braucht man übrigens nie vor Personenbezeichnungen; es wird niemand sagen: „Zufolge der alten Eidgenossen ist die Schweiz heute ein selbständiges Staatswesen“ oder „Zufolge seiner Großeltern konnte der Knabe studieren“. Man spricht auch von kuranten Münzen, nicht aber von curanten Sprachen. Ich würde mich „bei eintretenden Fällen“ auch nicht dieses Uebersetzungsbüros bedienen, obschon die Muttersprache seiner Mitarbeiter jeweilen „die in concreten Fällen in Frage kommende“ ist. Scheußlich!

Allerlei.

Allzu Eidgenössisches oder gut Eidgenössisches? Die „Appenzeller Zeitung“ (18. März) stößt sich wieder einmal an dem „von Deutschland in unser Gebiet überschäumenden Sprachreinigungsrummel“; natürlich ist wieder der Bahnsteig an allem schuld, denn in den neuen Bahnhöfen Zürichs (in Wiedikon und Enge) gibt es keine „altvertrauten Perrons“ mehr und „das Bahnhofrestaurant ist in eine Bahnhofwirtschaft umgekrempelet“ und dergleichen mehr. Das Ganze ist „Allzu Eidgenössisches“ überschrieben. Aber eine Frage an die Herisauerin: Was ist schweizerischer und wie sagt unser Volk: Restaurant oder Wirtschaft? Eine zweite Frage: weshalb soll Postamt uns weniger gut anstehen als Zivilstandsamt, Zollamt, Bauamt (auf Zürichdütsch „Buamt“)? Offenbar nur, weil man im Deutschen Reich so sagt. Aber ich denke, wir haben nun einmal dieselbe Schriftsprache wie diese bösen Deutschen („ennet dem Rhein“ wohnen sie, wie die „Appenzeller Zeitung“ wohl sagt, aber die Schaffhauser wohnen auch ennetdran!), und den Wilhelm Tell Schillers sollen wir am Ende auch an den Absender retournieren, weil er aus Deutschland kommt wie der „Sprachreinigungsrummel“? Bl.